

# Das grüne Paradies macht nur wenige satt

Die Ressourcen an Boden und Wasser in Afrika sind immens. Und dennoch liegt die Landwirtschaft vielerorts darnieder. Kriege, Krisen und fehlendes Kapital lähmen die Produktion. Selbst in regenreichen Agrarländern am Äquator leiden Menschen Hunger – so wie in Burundi.

Von Christopher Ziedler, Bujumbura

Hinter dem satten Grün vermutet niemand den Hunger. Felder voller Kaffee- und Tee-sträucher liegen unter der Maschine, die von Ruanda kommend Burundis Hauptstadt Bujumbura anfliegt. Aus der hügeligen Dschungellandschaft ragen unzählige Bananestauden hervor. Dann taucht der kristallklare Tanganikasee in der tiefer gelegenen Ebene auf, umrahmt von saftigen Wiesen auf der einen Uferseite und den majestätischen Bergen des Kongo auf der anderen. Alles grünt und blüht. Und das soll das Land sein, das 2007 auf dem Index der Welthungerhilfe den traurigen letzten Platz einnahm? Das Land, in dem der Anteil der Hungernden an der Bevölkerung am höchsten liegt?

Von Bujumbura aus geht es mit dem Bus am See entlang nach Süden. Je weiter man aus der Stadt kommt, wo Autos der Marke Toyota das Bild beherrschen, desto mehr ebbt der Verkehr ab. Stattdessen radeln die Menschen oder laufen – oft schwer gepackt – zur Arbeit, was in der Regel Feldarbeit bedeutet. Sage und schreibe 90 Prozent der Burundier sind in der Landwirtschaft tätig, was allerdings schon ein großes Wort dafür ist, was sich jenseits des Straßenrands auf den Äckern abspielt: Alle paar Meter sind einzelne Frauen und Männer zu sehen, die winzige Parzellen bearbeiten – oft nur zehn mal zehn Meter groß. In der feuchten Hitze der Tropen sind mehrere Ernten im Jahr möglich, davon eine Familie zu ernähren, das ist in Burundi trotzdem kaum zu schaffen.

Im Dorf Ruziba sitzen Kinder nach der Schule am Wegesrand hinter Holzkisten, wo sie das Tagwerk der Eltern zu verkaufen versuchen. Eines hat fünf Tomaten vor sich aufgetürmt, ein anderes preist Avocados an. Später gesellen sich die Fischer dazu, die ihren Fang feilbieten. Haben sie Glück, nehmen sie bis zum Abend 1000 Burundische Francs ein – umgerechnet kaum 70 Cent.

## Bei der Lebensmittelausgabe wird Schmiegeld gezahlt

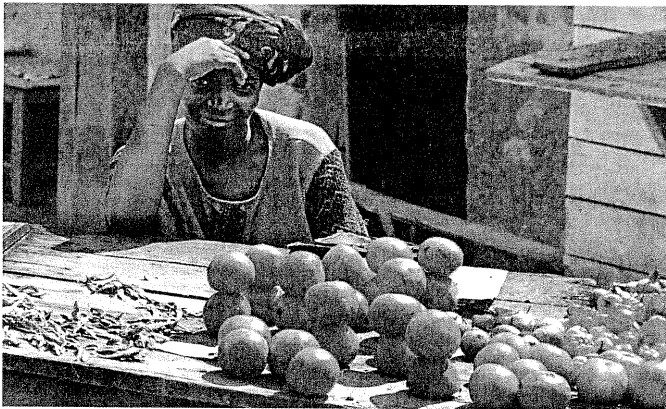
Es sind die Menschen, von denen es in den Statistiken der Vereinten Nationen heißt, das sie zum Heer der 1,4 Milliarden extrem Armen auf der Welt gehören, die weniger als einen Dollar am Tag zum Leben haben. Und es sind jene Menschen, die die Entwicklungspolitik so romantisch als Kleinbauern bezeichnen und die sie seit Jahren vernachlässigen. Diese Bauern stellen die Hälfte der Hungernden weltweit. Dennoch haben die Bereiche Landwirtschaft und Ernährungssicherheit selbst im Berliner Entwicklungsetat an Bedeutung verloren. Aus Deutschland flossen 1998 noch 262 Millionen Euro in den Agrarsektor der armen Länder, 2006 waren es nur 163 Millionen Euro. Erst auf dem Weltfinanzgipfel in London ist beschlossen worden, zusätzlich 37 Milliarden Euro für die Ernährungssicherheit bereitzustellen.

Am Himmel ziehen schwarze Wolken auf. Die Bäuerin Veronica Ntahomukye muss Schluss machen vor dem großen Guss. Auf dem Bohnenacker, der nicht ihr eigener ist und den sie gegen eine Pacht bestellt, würde sie wenig später im Schlamm versinken. Die 25-jährige packt ihre Hacke, nimmt ihren Zweijährigen an die Hand und macht sich auf den Heimweg, ein neun Monate altes Kind trägt sie im Wickeltuch. „Die Arbeit ist anstrengend“, klagt sie, „besonders mit dem Baby auf dem Rücken.“ Trotz der Plackerei kommt sie nicht über die Runden. Von den wenigen Francs, die sie verdient, kauft sie immer erst den Kindern etwas. „Ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen“, sagt die junge Mutter, „und ich weiß nicht, ob ich heute etwas bekomme.“ Auf die Frage, ob sie von Hilfsorganisationen unterstützt werde, schüttelt sie irritiert den Kopf: „Nein, nie.“

Oben in den Bergen von Mutumba, eine Fahrtstunde von Bujumbura, wird Nahrung verteilt. Einmal die Woche hält ein Lastwagen der amerikanischen Helfer von USAID



Der Fischfang am Tanganjikasee bringt umgerechnet 70 Cent am Tag – wenn man Glück hat.



Ein paar kleine Fische, Tomaten und Zwiebeln: eine Marktfräule in einem Vorort von Bujumbura

am örtlichen Krankenhaus. Geführt wird es von der katholischen Schwester Pia-Marit, einer Schweizerin. Sie berichtet von einer steigenden Zahl Unterernährter, die nach Hilfe fragen und „ihren Hunger nicht mehr verstecken“. Als Grund führt sie auch den Klimawandel an: „Der stärkere Regen spült die Ernten fort; oder die heißeren Hitzeperioden lassen sie vertrocknen.“ Schwester Pia-Marit deutet an, dass bei der Essensausgabe auch getrickelt werde: „Es gibt Listen für die Nahrungsverteilung. Wer schmiedert, steht drauf. Das können natürlich nicht alle.“

Auch Therese Nihkorimbere nicht. Sie hatte schon Mühe, die umgerechnet 20 Cent zusammenzukratzen, die die Malaria-Medikation für ihr Kind kostet. Der kleine Lamuky, den sie während der Wartezeit vor der Ambulanz an sich drückt, fiebert. Gerade die Kleinsten

sind bei Unterernährung anfällig für Krankheiten. „Unsere Maniok können wir dieses Jahr nicht essen“, sagt die junge Bäuerin, „der hat eine Krankheit.“

An resistenten Sorten, ja, wie es überhaupt mit dem Ackerbau vorangehen könnte, wird am Agrarinstitut von Bujumbura geforscht. Dort gibt es Versuchsgärten und ein Labor, in dem Bodenproben mit Gerät aus den 70er Jahren untersucht werden. „Im Bürgerkrieg zwischen 1993 und 2005 ist alle landwirtschaftliche Infrastruktur zerstört worden“, sagt Burundis Landwirtschaftsminister Ferdinand Nderagakura. „Das Saatgut ist zerstört, das Wissen ist zerstört.“ Der Minister verweist auf einen Plan zur Ernährungssicherheit, den die erste Friedensregierung auf den Weg gebracht habe: mehr Fisch gegen den Proteinmangel, mehr Maschinen

für höhere Erträge, mehr Anbaufläche. In der Realität ist davon bis jetzt wenig zu sehen.

In einem Tal südlich der Hauptstadt erklärt der Agrarminister im strömenden Regen einen der Gründe für die Zwangslage der Bauern: Hier erzeugten 12 000 Familien auf 4850 Hektar jährlich 22 000 Tonnen Reis. Das Problem sei, dass die Anbaufläche seit den 80er Jahren konstant geblieben, das Bevölkerungswachstum aber explodiert sei. Weil Burundis Präsident Pierre Nkurunziza einer Freikirche angehört, die die Geburtenkontrolle ablehnt, setzt er auf die Erschließung neuer Agrarflächen. Speziell für den Reis, der bewässert werden muss, kostet das Geld, das das Land nicht hat. Der Minister zeigt auf die Berge, wo ein Staudamm entstehen könnte, wenn die Weltbank ihn finanzierte.

In Bujumbura steht die einzige Reisfabrik des Landes, und sie gleicht einem Industrie-museum. Hier hat man den rohen Reis geschält, sortiert, gebleicht und somit essbar gemacht. Seit drei Monaten aber ruht die Arbeit in dem halbstaatlichen Betrieb, weil die Maschinenstraße nach 33 Jahren den Geist aufgegeben hat. Die zwei gebrauchten Ersatzmaschinen, die chinesische Geschäftsleute der Fabrik verkauft haben, schaffen ein Zehntel der alten Tagesproduktion – noch weniger Reis für die Hungernden Burundis. Eine feste Menge ist zudem dem Militär versprochen, das sich der erste Nachkriegspräsident Nkurunziza gewogen halten muss.

Jean-Paul Nshinimana, der Betriebsleiter, zeigt stolz die Konstruktionspläne der alten Reismühle, die einst mit Entwicklungshilfe gebaut wurde. Er hat den Hersteller, einen Maschinenbauer aus Schleswig-Holstein, wegen eines Nachfolgemodells angeschrieben. Der hat ein Angebot geschickt. 663 000 Euro sollen Maschinen und Montage kosten. Als Nshinimana der Regierung die Summe nannte, herrschte nur Schweigen. In Burundis Haushalt klappt ein großes Loch.

## Dem Exportschlager Kaffee fehlt noch das Gütesiegel

Dollars zu beschaffen ist eigentlich die Aufgabe von Pascal Girukwishaka. Der Finanzchef der nationalen Kaffeebehörde ist der größte Devisenschaffer des Landes. 80 000 Kaffeebauern pflücken jährlich rund 30 000 Tonnen der edlen Kirschen, die US-Kette Starbucks nimmt den größten Teil ab. Doch der Weltmarktpreis für Kaffee, Burundis Exportschlager, ist in der globalen Krise eingebrochen. Dabei erzielen die noch ungerösteten Bohnen aus Burundi ohnehin nicht die höchsten Werte auf den Auktionen. Auf die Frage nach dem Warum behauptet der füllige Girukwishaka zunächst, dass man „mit die beste Qualität überhaupt“ herstelle. Dann erst erzählt er vom fehlendem Geld für Gütesiegel, die dokumentieren, dass der Kaffee biologisch angebaut, fair gehandelt oder ohne Kinderarbeit gepflückt wurde. So erzielt Burundi statt der möglichen fünf Dollar pro Kilo eben nur zwei.

Grüne Hügel voller Kaffee säumen auch die Verbindungsstraße von Bujumbura nach Kigali, der Hauptstadt Ruandas. Sechseinhalb Stunden braucht der Bus für seine tägliche Tour, die auf mehr als 2000 Höhenmeter führt. Die tropische Hitze weicht hier einer angenehmen Brise, alles wächst und gedeiht. Und trotzdem stehen Kinder und Alte am Straßenrand, und sobald sie einen „Muzungu“, eine Weißbäuer, erblicken, reiben sie sich die Bäuche und führen die Hände zum Mund oder halten sie auf: Hunger! Hunger!

Kurz vor der ruandischen Grenze liegt Kanyana, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Neben dem Krankenhaus steht eines von 13 Ernährungszentren, die die französische Organisation „Action contre la faim“ in Burundi betreibt. Es ist eine Art Wohnheim, in dem Mütter mit ihren Kindern unterkommen können, wenn sie nicht mehr weiterwissen. Die Mütter wollen nicht reden. Selbst ausgemergelt, schämen sie sich dafür, dass sie ihre Kinder nicht versorgen konnten. Nur die 22-jährige Nathalie, die ihren zweijährigen Sohn im Arm hält, erzählt, dass der Berghang, auf dem sie Gemüse pflanzen wollte, abgerutscht sei. Auf einem zweiten Feld sei der Boden ausgelaugt: „Ich hatte einfach nichts mehr, ich musste herkommen.“ Mehr will sie nicht sagen. Der Koch des Wohnheims hat zum Abendessen gerufen – ein kleiner Topf Bohnen für 60 Francs.

## Deutsches in Burundi

Die Spuren der deutschen Kolonialzeit, die in Burundi vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, als die Belgier das Land eroberten, sind noch heute sichtbar: So gehen die Kinder zur „Schule“; in den Kneipen gibt es deutsches Bier. Das öffentliche Leben erholt sich nur langsam vom 2005 beendeten Bürgerkrieg zwischen den Volksgruppen der Hutu und Tutsi, der 250 000 Menschen das Leben gekostet und viel zerstört hat. So ist Burundi heute – je nach Statistik – das ärmste, zweit- oder drittärmste Land der Welt. Etwa zwei Drittel der neun Millionen Burundier leben in extremer Armut. Ohne Hilfe wäre das Land, das etwas kleiner ist als Baden-Württemberg, gar nicht mehr lebensfähig.

Die Hälfte des Staatshaushalts wird von ausländischen Gebern finanziert. Doch die landwirtschaftliche Produktion, vom Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogen, hält mit dem hohen Bevölkerungswachstum nicht mit. Im Durchschnitt hat eine Frau in Burundi mehr als sechs Kinder. Die Bevölkerungsdichte – 280 Einwohner pro Quadratkilometer – ist höher als in Deutschland. zie

